Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 77 (1983)
Heft: 7-8

Artikel: Teresa von Avila : eine Annährung in Wut und Faszination
Autor: Bernet-Strahm, Silvia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143065

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Silvia Bernet-Strahm

Teresa von Avila

Eine Annäherung in Wut und Faszination

Vom Verstehen einer Heiligen, die kein «gefesseltes Huhn» sein will

Vita Sackville-West schreibt in ihrer Biographie über Teresa, dass man, um das Wesen einer Heiligen zu verstehen, ihre Sehnsüchte begreifen müsse. Das scheint die Beschäftigung mit dieser Frau zu erleichtern. Es muss so nicht der Versuch unternommen werden, dieses Leben in all seinen Aspekten zu erfassen und zu beschreiben und seine besondere Originalität herauszustreichen. Es erlaubt ein Verstehen in der Form einer Annäherung.

Das Wort Annäherung lässt vieles mitklingen von dem, was ich mir bei meiner Beschäftigung mit Teresa oft gewünscht habe: Sorgfalt, Aufmerksamkeit und die Fähigkeit, den Gang der Dinge selbst zu bestimmen. Meist war gerade das Gegenteil der Fall. Ich habe mich über diese Frau geärgert, habe sie verwünschen und war begeistert von ihr. Nichts von einer ruhigen Aufmerksamkeit also, sondern Wut und Faszination, unkontrollierte und unkontrollierbare Gefühle, ein Zuviel an Nähe.

Wer derartiges auszulösen vermag, über den ist schon einiges gesagt. Zumindest dass ein solcher Mensch Profil besitzt, ihm eine gewisse Schärfe eigen ist und dass er über ein grosses Mass an herausfordernder Kraft verfügt.

Mit einer Frau fertigzuwerden, die kein «gefesseltes Huhn» sein will, sondern ein Adler, kann kein Leichtes sein.

Annäherung an eine Frau also ist das Ziel, die gleich einem Adler sich danach gesehnt hat, ungehindert fliegen zu können, dem Himmel nahe zu sein. Ich habe mir manchmal gewünscht, sie hätte das Fliegen anders erlernt, sie wäre nicht durch die den Frauen während Jahrhunderten zugedachte «Schule der Selbstverleugnung» gegangen, um die Vision, die sie von sich selbst gehabt hat, zu verwirklichen. Zu akzeptieren, dass sie so und nicht anders hat leben wollen und können, das habe ich wohl oder übel lernen müssen.

Heute scheint uns die Unangemessenheit der Wünsche an das Leben ein Merkmal der Gescheiterten zu sein. Wer vom Leben mehr verlangt als nur das Butterbrot, hat es zumindest nicht leicht. Wer sich aber danach verzehrt, dem Leben Ewigkeit, Tiefe, bleibende Fülle zu geben, den heiligen Ernst, dem fehlt wahrscheinlich die Sicherheit, dass es gelingen kann, die eine Teresa besass.

Sie hat wie viele nach nicht weniger als dem Himmel verlangt. Sie hat ans Leben den Wunsch gehabt, dass es unendlich sei; dass es sich auf etwas richte, das Bestand hat; dass es nicht verloren gehe, einfach so. Sie hat die Unangemessenheit dieses Wunsches nur deshalb nicht als Unangemessenheit verstehen müssen, weil sie sich — mit aller Kraft — auf jene unbezweifelte Realität bezogen hat, die diesem Leben all das gibt, was es will, auf Gott. Diese Frau ist aufgewachsen in einer Welt, in der es das Gewisseste war, dass man verantwortlich ist für sein Leben; dass man verworfen oder angenommen werden kann, dass es Hölle und Himmel, Teufel und Gott gibt.

Wer sich wie Teresa vor dieser Hölle, diesem Verworfensein oder, anders ge-

sagt, vor diesem Nichtgelingen des Lebens gefürchtet hat, ist gezwungen, alles daran zu setzen, den Himmel zu erreichen. Eine Mitte gibt es da nicht und so auch keine Mittelmässigkeit. «*Lasst uns, Nonnen, nicht verweilen! Hin zum Himmel lasst uns eilen!*» schreibt sie etwas salopp in einem ihrer Gedichte.
Angefangen hat das alles aber ganz anders. Die «eilige Heilige» hat sich mit der Himmelsstürmerei Zeit gelassen und vorerst nur gespielt.

Spielerische Erprobung eines Lebens, das Grösse verspricht

Wir müssen sie uns als ein Kind vorstellen, das ausgesprochen neugierig ist und das mit grossen Träumen aufwächst. Ihre Mutter, von der sie sagt, dass ihr Leben unter schweren Leiden dahingeflossen sei, verbringt einen grossen Teil ihres offenbar recht trübseligen Ehelebens damit, Ritterromane zu lesen. Eine Angewohnheit, die Teresa — gegen den Willen ihres Vaters — übernimmt. So verschlingt sie denn in gleicher Weise solche Geschichten männlicher Heldenträume wie auch unzählige Heiligenlegenden. Zusammen mit ihrem Bruder schreibt sie gar einen eigenen Ritterroman.
Dass Träume allein nicht ausreichen, das ist ihr bereits als kleines Mädchen klar, und so macht sie sich denn, nicht ganz siebenjährig, zusammen mit dem Lieblingsbruder auf den Weg ins Martyrium. Sie will ins Land der Mauren ziehen, um sich töten zu lassen, weil sie weiss, dass man damit geradewegs in den Genuss der Güter kommt, die im Himmel aufbewahrt sind. Das Leben eines Ritters ist ihr versagt, so will sie eben eine Heilige werden.
Der Plan scheitert. Deshalb versucht sie's als nächstes mit einer Einsiedelei im elterlichen Garten, und als das ebenfalls misslingt, mit einem Kloster, dessen Regel sie selbst bestimmt.
Kinderträume, gewiss. Aber auch die spielerische Erprobung eines Lebens, das Grösse verspricht. Die Wege scheinen vorgezeichnet.
Vorerst versucht sie es aber auch mit einem den Frauen angemesseneren Leben. Sie sorgt sich um ihre Schönheit, verbringt Stunden vor dem Spiegel, flirtet, verliebt sich leidenschaftlich in einen ihrer Neffen und tut etwas, von dem sie später in nur sehr vagen Andeutungen spricht. Sie verschweigt gewissenhaft, was es war. Sie spricht davon, dass sie ihre natürlichen Tugenden verloren habe, dass sie gefallen sei, ihre Ehre aufs Spiel gesetzt habe und keinerlei Gottesfurcht mehr besass, indem sie den Umgang mit gewissen Verwandten und Hausangestellten pflegte.
Dass ihre Handlungen sich auf dem Felde der Erotik abgespielt haben, ist ziemlich sicher; was aber wichtiger ist, als zu wissen, was sie wirklich tat, ist die Tatsache, dass sie sich dies nie verziehen hat. Ihre ganze spätere Entwicklung, ihre übertriebenen Selbsterniedrigungen rühren zu einem Teil daher, dass sie sich ob dieser Sünden in einem Ausmasse schuldig gefühlt hat, dass sie der festen Überzeugung war, dafür die Hölle verdient zu haben. Ein Gott, der einem solches verzeiht und der vor allem verzeiht, dass er einem gleichgültig war, für den wird man alles zu tun bereit sein.

Furcht vor der Hölle und Verlangen nach dem Himmel

Furcht vor der Hölle und Verlangen nach dem Himmel — vorerst sind dies noch die Pole ihres Lebens. Später wird ihr die Hölle keine Angst mehr machen, und der Kampf mit den Teufeln wäre ihr eine willkommene Gelegenheit, ihre Stärke zu beweisen.
Jetzt ist ihr die Hölle jedoch bedrängend nahe. Auch wenn diese noch als Ort der Strafe vorgestellt wird, so verbindet sich mit diesem Bild doch auch die Vorstellung der endlich aufgedeckten Wahrheit über das eigene Leben. Die Hölle als die endgültige Gewissheit, wirklich in der Täuschung gelebt zu haben; über sich

selbst — seine Möglichkeiten und seine Verantwortung. Die Hölle als das endgültige Urteil.
In einer Zeit, da die Gewissheit, gut zu sein, das heisst in der Übereinstimmung mit den eigenen Möglichkeiten zu leben, sich identifiziert mit der Vorstellung, gottgemäss zu leben, ist Abgetrenntsein von Gott soviel wie Unsicherheit, Täuschung über diese Möglichkeiten, in gewissem Sinne wie Tot-sein. Wirkliches Leben ist so nur möglich, wenn Gott in einem lebt, wenn der Mensch nichts als Wohnung Gottes ist.
Noch zeigt sie jedoch kein allzugrosses Interesse daran, die Seele zur Burg Gottes zu machen, wie sie dies später beschreibt. Obwohl sie vom Vater als Übergangsphase bis zur späteren Verheiratung ins Augustinerinnenkloster von Avila gebracht wird, um ihre Ehre zu retten (dies bezieht sich auf die genannte biographische Unklarheit), obwohl sie sogar einigen Gefallen daran findet, zeigt sie trotz allem noch keine Neigung zum Ordensleben.
Es fehlen ihr dazu einige Voraussetzungen. Sie zeigt keinerlei besondere Fähigkeit zum Leiden, und sie sagt von sich selbst, dass sie die Nonnen beneidet habe, die beim Lesen der Leidensgeschichte geweint hätten: *«Mein Herz war in dieser Hinsicht so hart, dass ich die ganze Leidensgeschichte des Herrn hätte lesen können, ohne eine einzige Träne zu vergiessen.»*

Die Tugenden des Schmerzes, der Demut und Selbsterniedrigung sind noch nicht ihr Metier.
Sie will nicht im Kloster bleiben. Sie fürchtet sich vor dem Verzicht auf Leben, auch wenn sie schon zu ahnen beginnt, dass dieses Leben, für sich genommen, zu kurz und zu klein ist, um wirklich geliebt zu werden. Sie will nicht Nonne werden, sie vergleicht die Mühseligkeit des Klosterlebens mit dem Fegefeuer; aber sie will doch in den Himmel, und zwar geradewegs.

Die Ehe als unmögliche Möglichkeit

Was sie auf keinen Fall will, ist heiraten. Der Himmel und die Ehe, das ist ihr überdeutlich, schliessen sich aus. Sie hat sich mehr zugetraut als die Ehe. Denn auch wenn sich zeigen wird, dass nicht nur das Eheleben, sondern auch das Heiligwerden Selbstverleugnung verlangt, so hat sie es beim letzteren doch wenigstens zu ihren Gunsten getan.
Was sie weiss von der Ehe: dass sie ein Gefängnis ist, dass schon zu Anfang alles klar ist, dass es keine Entwicklung gibt. Alle Jahre ein Kind und ein voraussichtlich früher Tod. Ein rasches Zugrundegehen der gewünschten leidenschaftlichen Gefühle, die in den engen Grenzen der Konvention nicht lebbar sind.
Und sie ist eine leidenschaftliche Frau, eine sinnliche allemal. Sie ist angriffslustig, dass sie manchmal glaubt, sie *«könnte die Menschen verzehren»*. Wenn sie etwas begehrt, so *«habe sie von Natur her die Gewohnheit, dieses mein Begehren mit einiger Heftigkeit zu äussern»*.
Sie besitzt nicht die Fähigkeit, sich für einen Mann aufzugeben, und sie glaubt nicht, dass ihr der Gegenwert für ihre Selbstaufgabe genügte. Wenn sie sich schon hingibt, dann einem Mann, dessen Liebe ihr gewiss ist, und mit dem zu leben wirklich Nähe verspricht und Freuden, die himmlischer Natur sind, von unerreichbarer Süsse.
Nach den *«Wonnen der Gewöhnlichkeit»* geht ihr Verlangen nicht. Ihre Lebensenergien nicht wegwerfen, nicht die Kräfte — das Leben und die eigene Seele einem Mann zukommen lassen, mit dem es so oder so nie möglich sein wird, den eigenen Vorstellungen von Intensität, von Ganz- und Heilsein gemäss zu leben.
So sagt sie denn auch ihren Schwestern, dass ihnen Gott eine grosse Gnade erwiesen habe, indem er sie für sich erwählt und ihnen die Unterwerfung unter

einen Mann erspart habe, der ihnen vielfach das Leben verkürzen und ihnen, wie es geschehe, leider auch die Seele rauben würde.
Die Ehe ist ihr eine unmögliche Möglichkeit.

Eine «Vernunftehe» mit diesem Jesus — Eintritt ins Kloster

Nicht dass sie etwa diesen ihren Gott, «seine Majestät», wie sie ihn nennt, oder dessen Sohn Jesus geliebt hätte. Das nicht. Aber dazu will sie sich schon zwingen. Sie tut ihrem Willen Gewalt an, und später bemerkt sie, dass die Liebe nicht einfach ein Gefühl, sondern ein vom Willen entsendeter Pfeil sei. Dieser Weg scheint ihr der sicherste und befriedigendste zu sein. Welche Wahl hätte sie auch?
Die Ehe — das will sie nicht. Das Kloster — hier wäre es möglich, sich selbst kennenzulernen, hier könnte man an seine Grenzen gelangen, hier könnte man erkennen, wie weit man gehen kann, wieviel Kraft man besitzt, zu was man geschaffen ist: zum Untergehen oder zum Überleben. Und sie wird überleben, wenn auch nur knapp. Sie wird als Phönix verjüngt aus der eigenen Asche emporsteigen — ein Bild, das sie selber gebraucht.
So geht sie denn — gegen den Willen des geliebten Vaters — mit diesem Jesus eine «Vernunftehe» ein, wie Marcelle Auclair diese Verbindung in ihrem Buch über Teresa nennt. Sie tritt in das Karmelitinnenkloster der Menschwerdung Jesu in Avila ein. Sie ist 21 Jahre alt.
Die nun anbrechende Geschichte liesse sich sehr verschieden lesen:

— als die Geschichte einer Läuterung, einer Vervollkommnung;
— als die Geschichte einer Frau, die in die Geheimnisse der Seele eindringt und darob zur Lehrmeisterin in Sachen Mystik wird;
— als die Geschichte einer Perfektionierung der Selbstanalyse und eines Lebens, das einer endlosen Gerichtsverhandlung gleicht;
— als eine leidenschaftliche Liebesgeschichte;
— schliesslich als die Geschichte einer lebenslangen Verdemütigung und Vernichtung all dessen, was mit dem Begriff «Selbst» zu umschreiben wäre.

Nichts von alledem ist falsch; aber auch alles zusammen reicht wohl nicht ganz aus, um wirklich erfassen zu können, was da geschieht.
Zudem ist sie nicht nur eine Frau, die die Selbst- und Gotteserkenntnis erlernt, sondern sie ist auch eine äusserst begabte Geschäftsfrau. Sie ordnet die finanziellen Angelegenheiten ihrer Reformklöster, treibt das Geld dazu auf, unterweist ihre Priorinnen in ihrer Klosterführung, korrespondiert mit allen möglichen Leuten — darunter auch dem König — ihre Reform betreffend, und sie beherrscht, was sehr wichtig ist, das Handwerk der Diplomatie, so dass über sie gesagt wird, niemand hätte die Kunst so vollendet beherrscht, von der Wahrheit abzulenken, ohne zu lügen.
Sie ist — wie sie selbst oft andeutet — Maria und Martha in einer Person. Die Hörende, Lernende und die Expertin der Alltäglichkeiten. Sie leidet oft darunter und wünscht sich mehr Zeit zu haben: *«Es kommt mir alles so geschmacklos vor, wenn ich sehe, dass ich nicht verwirklichen kann, was ich wünsche und wonach ich verlange.»* Aber es lässt sich so leben, und sie bringt es fertig, beides zu verbinden.
Ich habe damit etwas vorgegriffen, aber das macht nichts. Einen roten Faden gibt es hier nicht, und ein ausschliesslich chronologisches Vorgehen wäre zu langweilig. Zudem steht hier leider keine Ariadne schützend im Hintergrund, damit man sich im Labyrinth dieses Lebens nicht verirre. Was mich tröstet: Teresa hat sich beim Schreiben selbst immer wieder darin verirrt. Sie besass einen ausgesprochen schweifenden Geist,

und so schweift man denn notgedrungen mit.

Liebe zu einem sadistischen Gott

Teresa geht also in dieses Kloster, erlernt dessen Lebensgesetze und versucht sich im inneren Gebet, das heisst in der Vertiefung in das Leben und vor allem in das Leiden Christi. Die meiste Zeit liest sie aber, in der Mehrzahl Andachtsbücher, und diese Bücher verhelfen ihr dazu, nicht in der Zerstreuung zu verbleiben, sich auf etwas konzentrieren zu können; sie ziehen ihre Seele *«wie durch eine Lockpfeife»* an — eine Erfahrung, die den Bücherbesessenen bekannt sein dürfte.

Sie ist noch immer sehr stolz. Sie erträgt es nicht, wenn ihr eine Behandlung zuteil wird, die sie als Geringschätzung betrachtet. Und sie ist ungeduldig. Die himmlischen Güter lassen auf sich warten. Sie ist jedoch entschlossen, sie um jeden Preis zu erringen. So bittet sie seine Majestät um Leiden und wird — da der gnädige Gott ihre Bitten erhört — sehr krank. Acht Monate lang steht sie Qualen aus, die sie selbst als Nervenkrankheit bezeichnet, wird für tot gehalten und schon fast begraben, erwacht wieder aus ihrer Bewusstlosigkeit und bleibt etwa drei Jahre lang gelähmt. Noch ist sie gezwungen, sich kriechend fortzubewegen, während sie sich erst später — in ihren Visionen — vom Boden zu erheben vermag; etwas, was ihr übrigens sehr peinlich ist, da man zu viel Aufhebens davon macht.

Die Folge ihrer Krankheit: Sie wird ihr ganzes weiteres Leben nie wieder recht gesund. Sie bleibt mit Leiden überschüttet, und sie scheint es zu geniessen. Wir müssen uns Teresa als einen glücklichen Menschen vorstellen. Viel leiden heisst auserwählt sein, heisst besonders geliebt sein.

Ich leide, also bin ich, und zwar gerettet. Noch ist das Leiden nicht der Fels des Atheismus, sondern im Gegenteil der Fels der Gottesgewissheit.

Einen sadistischen Gott liebt sie da, ohne Zweifel. Einen, der seine Liebe nur zeigen kann, indem er Leiden zufügt. Das stört sie nicht. Er behandelt eben seine Freunde schlecht: *«Gott verfährt doch recht schrecklich mit seinen Freunden; allein er tut ihnen in Wahrheit nicht Unrecht, weil er ebenso mit seinem Sohne verfahren ist.»* Dahinter geht sie nicht zurück. Jesus hat gelitten. Das ist ein Faktum. Also leidet auch sie, indem sie liebt.

Sie reibt sich auf. Will an die Grenzen gehen, sucht den Tod und kann doch nicht sterben. Später lernt sie, dass man nicht für Gott sterben, sondern leben muss.

Sie ist jedoch nicht einfach nur physisch krank; das wäre ihr zu Anfang schon recht, da es gilt, den Körper — diesen Inbegriff der auf sich selbst gerichteten Bedürfnisse — in seine Schranken zu weisen. Sie ist auch liebeskrank. Sie hat Visionen, die sowohl geistiger als immer auch sinnlicher Natur sind und sie wehrt sich dagegen, diese Körperlichkeit zu leugnen und zu verdrängen — wie man es von ihr verlangt — weil sie weiss, dass die Liebe zu ihrem Bräutigam den ganzen Menschen erfassen darf. Sie sieht ihren Geliebten; er ist ihr oft ganz nahe; sie sehnt sich nach Vereinigung mit ihm, die doch immer ausbleibt.

Sie schämt sich aber auch ob solch himmlischer Genüsse, die ihr Bräutigam ihr schenkt, weil sie sich ihrer nicht würdig glaubt. Als Strafe wird sie durch noch grössere Geschenke gezüchtigt.

«Wer nichts mehr wünscht, besitzt alles»

Noch meint sie, nicht den nötigen Ernst zu besitzen. Sie zerstreut sich, trifft sich mit Verwandten und Freunden, und sie geniesst diese doch eigentlich als Banalitäten erkannten Freuden. So sicher ist sie sich noch nicht. Sie verlangt noch nach Leben: *«Denn ich sah wohl ein, dass ich nicht lebte, sondern mit einer Art Todesschatten rang; aber ich fand niemanden, der mir das Leben gegeben*

hätte und ich selbst konnte es mir nicht geben.»
Noch wünscht sie etwas, fordert, verlangt sie. Sie ist noch nicht weit genug gegangen. Nur der, dessen Wünsche sterben, ist wirklich frei. *«Wer nichts mehr wünscht, besitzt alles.»* Ein neues Leben beginnt, als sie weiss, ja als sie spürt, dass Gott in ihr lebt. Das hat sie sich gewünscht. Denn nur ein bisschen fromm sein und daneben tun, was einem gefällt, das wollte sie nicht. Das war gut für Verheiratete, nicht aber für Nonnen; *«denn das sind nur Hühnerschritte, mit denen man nimmermehr zur Freiheit des Geistes gelangt».*
Sie hat das Äusserste erreicht. Fortan soll sie nicht mehr mit Menschen, sondern mit Engeln verkehren, sagt ihr seine Majestät. Und er sagt ihr überhaupt meist Dinge, die sie gerne hört — zum Glück, da sie ob ihrer grossen Demut solches nicht selber denken und sagen darf, sondern nur vernehmen kann, als göttlich Legitimiertes. So fordert beispielsweise seine Majestät sie auf, Stärke zu zeigen, als sich die Schwierigkeiten mit der Klosterreform vergrösserten: *«Theresia, jetzt sei standhaft!»* oder: *«...du wirst das Werk zu Ende führen. Der Name Teresa von Jesu ist mächtig!»*

Nicht die Teufel machen Angst, sondern die, welche die Teufel fürchten

Dass sie nur noch mit Engeln verkehren sollte, wäre ihr sicher recht gewesen. Denn noch hat sie es mit Menschen zu tun, und zwar mit gelehrten oder eben mehrheitlich halbgelehrten Beichtvätern, die ihr sehr geschadet haben. Sie bezeichnet die Erfahrungen, die sie mit diesen Männern machte, als die widerwärtigsten ihres Lebens. Dennoch ordnet sie sich ihnen unter, weil sich das so gehört, auch wenn sie eigentlich ohne sie viel besser zu Rande gekommen wäre.
Zwei Jahre lang lebt sie dank den Urteilen ihrer Beichtväter in der Ungewissheit, ob der Liebesverkehr ihrer Seele mit Gott nicht in Wirklichkeit ein Verkehr mit dem Teufel sei, nichts als Täuschung. Zudem weiss sie, entsprechend einem gängigen Vorurteil, dass die schwachen «Frauenspersonen» den Täuschungen des Teufels viel eher verfallen als die Männer.
Sie fürchtet sich jedoch nicht etwa vor der Inquisition, die im Spanien der Gegenreformation unter Philipp II. dafür sorgte, dass das Volk sich nicht zuviel eigene Gedanken zu den Inhalten des christlichen Glaubens machte. Zum einen versteht sie sich als treue Dienerin der Kirche, ja sieht sie sogar in der Reformierung der Karmelklöster einen wichtigen Beitrag zur Stärkung der katholischen Kirche, weil dort die evangelischen Räte gelebt werden und weil gebetet wird für die Soldaten Gottes — die Prediger wider die Irrlehren der Lutheraner.
Zum andern ist sie der festen Überzeugung, dass, wenn wirklich der Teufel und nicht Gott in ihr wohnte (was sie nie ganz glauben kann), sie den Kampf mit ihm schon selbst gewinnen könne: *«Die Teufel können mir gestohlen bleiben! Sie jagen mir nicht mehr Angst ein als Fliegen. Sie müssen vor mir Angst haben. Ich verstehe nicht, dass man sie fürchtet ... kommt nur alle her! Ich bin Gottes Dienerin und würde gerne sehen, was ihr mir antun könnt.»*
Im Grunde sind es nicht die Teufel, die ihr Angst machen, sondern die, welche die Teufel fürchten. Und das sind Beichtväter und andere heilige Männer, die sie über ihre Visionen ausfragen und denen sie bereitwillig und wahrscheinlich sehr ausschweifend antwortet. Diese Bereitwilligkeit der Erklärung wird ihr als Belehrung und so als Mangel an Demut ausgelegt, und Mangel an Demut bei Frauen hat allemal etwas Teuflisches.
Das Schlimmste ist ihr aber die Verunsicherung darüber, ob sie einer blossen Täuschung wegen so geliebt haben

möge. Das kann und will sie nicht glauben. All die Wonnen und zärtlichen Gefühle, dieses Hingerissensein in den Armen, an der Brust des Geliebten, diese himmlische Trunkenheit, die Körper und Seele erfasst; sie hat es erlebt und für wahr befunden.
Als sie gegen den ihr erscheinenden Bräutigam, diesen *«Heerführer der Liebe»,* wie sie ihn nennt, mit einem Kreuz vorgehen soll; als sie sich seine Nähe verbieten muss, weil sie des Teufels sei, vermehren sich ihre Visionen und Wonnen. Sie kann nichts dagegen tun. So ist es mit dieser Teresa.

Weibliche Selbsterniedrigung zur Neutralisierung männlicher Aggressionen

Im Grunde ist sie unkorrigierbar; niemand vermag sie von etwas abzuhalten, das ihr als wahr und wichtig erscheint. Verbote unterläuft sie, und Selbstbeschränkungen hebt sie oft im Aussprechen wieder auf. So äussert sie etwa in einem Brief, dass es einem dummen Weiblein wie ihr nicht zustehe einen Mann, und dazu noch einen gebildeten, zu belehren und ihm Ratschläge zu erteilen. Der ganze Brief aber ist mit der Absicht geschrieben und tut nichts anderes als, Ratschläge zu erteilen und zu belehren.
Zu den Frauen weiss sie vieles und kaum Gutes zu sagen: Ihnen ist nicht zu trauen; sie sind schwach und dumm. Sie wiederholt damit nichts anderes als die Vorurteile ihrer Zeit. Sie wird jedoch nicht müde, diese ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht gegen sich selbst zu verwenden: *«Ich armes, schwaches, unwissendes Weiblein»,* pflegt sie von sich zu sagen. Ich habe mich oft darüber geärgert, zumal sie diese Schwächungen selbst immer wieder durchbricht. Etwas mehr Ehrlichkeit hätte ich mir schon gewünscht, nicht immer diese Verstellung.
Aber im Grunde benutzt sie diese Verdemütigungen als Waffe, und es ist dies die einzige Möglichkeit, die ihr in einer patriarchalischen Gesellschaft zusteht. Nichts als Besänftigungen sind es, Neutralisierungen männlicher Aggressionen gegen allzu starke Frauen. In dieser Verstellung darf sie sich zeigen, wie sie ist: stark, klug und mit dem Bedürfnis begabt, sich nicht mit wenigem zu begnügen. Sie stösst auch so noch auf genügend Widerstand: Sie gründe Klöster, um zu Ansehen zu gelangen; sie sei eine Herumtreiberin und tue zudem etwas, was der heilige Paulus den Frauen verboten habe: nämlich zu lehren.
Das Schweigen — die höchste der weiblichen Tugenden nicht nur in der Kirche — wäre ihr schwergefallen. Sie hat ja etwas zu sagen, davon ist sie überzeugt, und zudem redet sie gerne. Sie liebt die Konversation und ist in ihren Umgangsformen, ihrer ganzen Lebensweise überhaupt so gar keine Asketin.
Frech ist sie, fähig zur Ironie, immer etwas eitel (so ärgert sie sich sehr, dass ein Maler sie so hässlich porträtiert habe), eine Hygienefanatikerin ist sie auch. Sie liebt Süssigkeiten, nicht nur himmlische, sondern ganz konkrete Naschereien. Sie singt und tanzt gerne; sie versucht sich in der Dichtkunst, der hohen Minne — nur besingt sie keinen irdischen, sondern einen göttlichen Mann. *«Traurige Leute liebte sie nicht»,* sagt eine ihrer Mitschwestern, und sie selbst meint zu diesem Thema: *«Gott bewahre mich vor Heiligen mit verdriesslicher Miene»* — oder vor *«sauertöpfischen Heiligen»,* wie es in einer anderen Übersetzung heisst.
Ich kann mir schon vorstellen, dass sich ihre Majestät zu dieser Frau hingezogen fühlte und gerne bei ihr ausruhte, wie Teresa bemerkt. Auch dass er sich gerne einmal dazu bringen liess, in der Küche, inmitten der Kochtöpfe, seiner Dienerin nahe zu sein. Eigentlich könnte sie zufrieden sein.

Verlangen nach öffentlichem Handeln

Nur, manchmal packt sie das Verlangen nach mehr, nach öffentlicherem Han-

deln: Da möchte sie mit allen Lutheranern disputieren und sie ihres Irrtumes überführen, oder Dinge selbst an die Hand nehmen, die sie, weil sie eine Frau ist, zu delegieren hat: «*Doch das Bewusstsein, dass ich ein Weib und elend und nicht imstande sei, das zu tun, was ich zum Dienste des Herrn tun zu können wünschte, erfüllte und erfüllt mich noch jetzt mit dem sehnsüchtigen Verlangen, es möchten bei der grossen Anzahl der Feinde Gottes wenigstens seine Freunde wahrhaft gut sein.*» Oder an anderer Stelle: «*Gehören diese Seelen dem weiblichen Geschlechte an, so schmerzt es sie, dass sie durch ihre natürlichen Verhältnisse daran gehindert sind; sie beneiden jene sehr, denen es freisteht, mit lauter Stimme auszurufen und zu verkünden, wer dieser grosse Gott der Heerscharen ist. Ach, armer kleiner Schmetterling, mit wie vielen Ketten bist du gefesselt, die dich nicht fliegen lassen, wie du es wünschst.*»

Die Delegation der eigenen Wünsche muss einer Frau schwerfallen, für die Wünschen gleichbedeutend ist mit Wollen, die von sich selbst sagt: «*Denke ich an das Gesagte zurück, so gibt es für mich keine Schwierigkeit, wie gross sie auch immer sei, die ich ... nicht auf mich zu nehmen wagte, ohne irgendein Bedenken dagegen zu tragen*», und in all deren Tun ein sehr entschiedener Entschluss ist, «*nicht anzuhalten, bevor das Ziel erreicht ist, mag kommen, was will, geschehen, was mag*». «*Schwierigkeiten sind für sie wie der Funken, der nur ins Meer fällt, um darin zu erlöschen*», sagt einer ihrer Zeitgenossen. Und der ihr sehr gewogene Bischof von Avila meint: «*Ich begreife die Mutter nicht, aber ich vertraue auf sie, denn sie bringt alles zustande, was sie beginnt.*»

Verträgt sich solches mit ihrer Selbstdarstellung als einer schwachen, unvermögenden Frau? Teresa hat dies wohl ab und zu selber gemerkt, und so ist es nicht eben verwunderlich, wenn sie auf die Idee verfällt, dass eine Frau, die nicht schwach ist, eben in Wirklichkeit ein Mann sei. Wer die dem Mann zugeschriebenen und allein bei ihm erlaubten Tugenden besitzt, ist eben, und das scheint die zweckmässigste Vorstellung zu sein, keine Frau mehr.

Selbstsicherer Umgang mit Männern

Dass sie keine Frau ist, müssen wohl auch die Männer angenommen haben, mit denen sie so ganz und gar nicht «*weiblich*» umgeht. So macht sie sich beispielsweise über ihren geliebten kleinen Seneca, Johannes vom Kreuz, lustig, wenn sie schreibt: «*Es ist sonderbar, dass man glaubt, ein Kloster visitiert zu haben, wenn man recht viele Verordnungen hinterlässt ... Dieser Pater schrieb mir, es sei eine solche Strenge notwendig gewesen ... allein mich hat schon die Lesung dieser Vorschriften müde gemacht; wie würde es mir erst ergehen, wenn ich sie beobachten müsste.*»

Und eine noch weit schönere Episode solch übermütiger Selbstgewissheit möchte ich Ihnen nicht vorenthalten: Der Bischof von Avila forderte einmal vier Männer, darunter Johannes vom Kreuz, dazu auf, einen Satz Teresas zu interpretieren, der ihr von Gott kundgetan wurde und der lautete: Suche dich in mir. Teresa wurde als Schiedsrichterin bestellt und sollte entscheiden, wer den Sinn dieser Worte am besten erfasst habe. Sie antwortet folgendermassen: «*Pater Julian hat gut angefangen, aber schlecht geendet, deswegen gebührt ihm kein Ruhm ... Indessen verzeihe ich ihm seine Irrtümer, weil er nicht so weitläufig gewesen ist, wie mein Johannes vom Kreuz.*» Zu diesem meint sie dann: «*Dieser Pater gibt in seiner Antwort einen vortrefflichen Unterricht ... aber er sagt nichts, was zu unserem Gegenstand gehört ... Übrigens danken wir dem Pater Johannes dafür, dass er uns etwas so vortrefflich erklärt hat, worum wir ihn gar nicht gefragt haben.*» Und zu ihrem Bruder sagt sie schliesslich:

«Auch Herr Laurentius hat uns genützt, und wir danken ihm vielmals für seine Verse ... denn wenn er auch mehr gesagt hat, als er versteht, so verzeihen wir ihm doch ... Ebenso verzeihen wir ihm seinen guten Rat, den wir nicht erbeten haben ...»

Es ist immer dieselbe Frau, die die unterschiedlichsten Dinge sagt und tut; die sich für die unwürdigste Dienerin Gottes hält und *«gelehrten Männern»* Anweisungen erteilt und sich ab und zu köstlich über sie amüsiert; die Demut, Erniedrigung und Gehorsam zu den höchsten Tugenden erklärt und ihren Schwestern die *«heilige Kühnheit»* predigt; die sich zur Sklavin ihres geliebten Bräutigams macht, die Welt zum Traum, zum Schatten erklärt und ein wenig sehr in ihren Gracian, den Visitator der Unbeschuhten, verliebt ist.

Sie, die ganz aus der Liebe zu Gott, zu Jesus lebt und sich deshalb nicht mehr Teresa de Ahumada y Cepeda, sondern Teresa de Jesus nennt, sagt in einem ihrer Briefe: *«Gott vergelte Eurer Ehrwürden die Sorgfalt, mit der Sie mir die Briefe* (unseres Vaters, d.h. Gracians) *zukommen lassen. Denn diese sind mein Leben.»* Und an einer anderen Stelle: *«Wenn ich mich frage, welche von uns beiden Sie, mein Vater, mehr lieben sollen, Dona Johanna oder die arme Laurentia* (eine verschlüsselte Selbstbezeichnung), *so finde ich, dass Dona Johanna von ihrem Gemahl und ihren Kindern geliebt wird, während die arme Laurentia auf der ganzen Welt niemand hat als diesen Vater.»*

Trotz ihrer Ehe mit dem himmlischen Bräutigam bedarf sie ab und zu ein wenig irdischer Liebe und Zuneigung. Und sie ist so dankbar, wenn man ihr Gutes tut, dass sie meint, dass man sie mit einer Sardine, die man ihr schenke, gewinnen könne.

Es ist dies ohne Zweifel immer dieselbe Frau. Sie hat den Tod gesucht und zu leben gelernt und ich denke, sie hat gerne gelebt.

Nicht viel denken, sondern viel lieben und doch nicht aufhören zu denken, da ohne Verstand die Seele austrocknet und kalt wird. So ist sie. Immer ein Aber, ein Dennoch. Sie ist zu begabt, um in Einseitigkeiten verbleiben zu können. Sie hat die Seele, den Himmel, die Liebe zu Gott, zu Jesus höher geachtet als den Körper, die Welt und die irdische Liebe. Und doch ist sie eine Lebens- und Liebesbegabte gewesen.

Der ärgerliche Aspekt einer Freiheit dank totaler Unterwerfung unter Gott

Sie hat — und das ist für mich das Fazit eines ärgerlichen Aspektes ihres Lebens — dank totaler Unterwerfung unter Gott eine grosse Freiheit gewonnen. Sie hat dank Demut gross sein dürfen. Ihr Leben bewahrheitet in gewisser Weise den Satz Nietzsches: *«Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden»* — eine entlarvende Umformulierung des biblischen Satzes: Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.

Wer sich, wie eine Teresa, von Gott geliebt weiss, wer sogar die Wohnung Gottes ist, der scheint nichts mehr fürchten zu müssen und der vermag so alles. Dass es kein Leichtes ist, ein Garten zu werden, in dem Gott lustwandelt, dies hat sie in ihren Büchern ausführlich beschrieben. Es erfordert ein grosses Mass an Fähigkeit zur Selbsterkenntnis, an Mut, Ausdauer und Liebe. Dieser Gott, dieser Jesus machen es einem nicht leicht — das hat sie lernen müssen. Ihr Bräutigam fordert alles von ihr. Er ist eifersüchtig und herrschsüchtig. Er unterscheidet sich in ihrer Vorstellung in nichts von den Ehemännern ihrer Zeit. Das Liebesideal, das Teresa entwirft, ist dem einer L'histoire d'O erschreckend ähnlich: *«Allein, wenn die Liebe vollkommen ist, so hat sie auch die Kraft, dass wir unsere eigene Befriedigung vergessen, und den erfreuen, den wir lieben.»* Nur den Geliebten erfreuen, seine Sklavin sein, alles tun, was er wünscht und viel leiden, leiden, leiden, da auch er

gelitten hat und Leiden zu einer Art Liebesaustausch wird.
Ihr Ideal ist das der Liebessklaverei, der totalen Unterwerfung, wurde gesagt. Nur, auch hier gilt es eine Einschränkung zu machen, die dieses Ideal zwar nicht aufhebt, aber es irgendwie unterläuft. So sagt sie nämlich an einer Stelle: *«Will eine Ehefrau mit ihrem Manne in Frieden leben, so muss sie sich, wie man sagt, ihm anbequemen: Sie muss sich traurig zeigen, wenn er traurig ist, und fröhlich, wenn er fröhlich ist, auch wenn sie es niemals wäre. Dies ist eine Knechtschaft, von der ihr, meine Schwestern, frei seid. Aber seht, wie eine Ehefrau gegen ihren Mann, so verhält sich in Wahrheit und ohne Verstellung der Herr gegen euch. Er macht sich euch unterwürfig, indem er euch als seine Herrinnen betrachtet und ganz nach eurem Willen sich verhält.»*
Die Liebe ist ihr das Notwendigste, und sie findet Trost und Sinn nur in dieser Liebe. Die Welt ist ihr nichts als Kinderspielzeug, der Körper ein Gefängnis, so dass es ihr vorkommt, als sei die Seele in ein fremdes Land verkauft. Der alte Dualismus, seit den Griechen immer und überall wiederholt.
Was mich trotz meines Ärgers über diesen Dualismus, der ja doch eigentlich ein «Verbal-Dualismus» ist, den sie so gar nicht lebt, immer wieder getröstet hat, sind die wirklich schönen Bilder, die sie für die Entfaltung der Seele verwendet.

Dass die Seele ein Garten werde, in dem Gott lustwandeln kann

Die Seele ist ihr wie eine Burg mit vielen Zimmern, die es zu durchwandern gilt und in deren Mitte Gott wohnt. Man muss einfach wissen, welche Schätze sie birgt, welchen hohen Wert sie hat und wer sie bewohnt. Sich selbst, seine Seele nicht kennen ist, wie auf die Frage nach Vater, Mutter und Heimat keine Antwort zu wissen. Die Seele ist das eigenste Land. *«Kann es etwas Ärgeres geben, als wenn wir uns in unserem eigenen Hause nicht zurechtfinden?»* — meint Teresa. Durch einen selbst führt der Weg ins Paradies, und es ist keineswegs ein leichter Weg. Mut braucht es und Zähigkeit. Und so sagt sie denn ihren Schwestern: *«Zu nichts anderem seid ihr hier, als um zu kämpfen.»*
Kämpfen, damit die Seele nicht vertrocknet, nicht dürr wird; kämpfen, damit sie wachsen kann, damit sie blühen kann. Und so ist das zweite entscheidende Bild für die Entfaltung der Seele das des Gartens, den es — mit Gottes Hilfe — zu bewässern gilt, damit er Blumen hervorbringe: Der Anfänger stelle sich vor, er beginne *«auf einem sehr unfruchtbaren, mit vielem Unkraut überwucherten Boden einen Garten anzulegen, an dem der Herr seine Lust haben soll. Seine Majestät selber rodet das Unkraut aus und setzt gute Pflanzen ein ... Als gute Gärtner haben wir sodann mit der Hilfe Gottes dafür zu sorgen, dass die Pflanzen wachsen. Wir müssen sie darum fleissig begiessen, damit sie nicht verwelken, sondern Blumen hervorbringen, die geeignet sind, durch ihren Wohlgeruch, unseren Herrn zu erfreuen, auf dass er recht oft in den Garten komme, um sich zu ergötzen und unter diesen Tugend-Blumen seine Wonne zu finden.»*
Es ist so auch nicht verwunderlich, dass ihr — seit der Kindheit — das Gespräch Jesu mit der Samaritanerin am Brunnen die liebste Stelle der Bibel ist. Es ist dort die Rede von einem Wasser, das den Durst für immer löscht; von Wasser, das im Menschen, der es erhält, zur sprudelnden Quelle wird. *«Gib mir dieses Wasser»* (Joh. 4,15), ist die Antwort der Frau auf die Verheissung eines solchen Lebens. Gib mir dieses Wasser, das lebendig macht; dies hat auch eine Teresa gefordert. Ohne diesen göttlichen Lebensquell scheint ihr die Seele leer, verlieren sich die Gefühle, die sich mit ihr verbinden sollen: Fülle, Weite, Grösse; ohne dieses Wasser wird die Seele «blöde»: *«Zuweilen ist meine Seele ganz*

blöde. Ich sage blöde, denn ich tue da, wie mir scheint, weder Gutes noch Böses, sondern gehe, wie man zu sagen pflegt, nur dem gemeinen Haufen nach. Ich empfinde da weder Leid noch Freude; ich bin gleichgültig gegen Leben und Tod; es ist mir weder wohl noch wehe, und ich scheine gefühllos gegen alles zu sein. Die Seele kommt mir vor wie ein Eselein auf der Weide, das sich nährt, weil es Futter findet, und das frisst, ohne daran zu denken.»

Das also ist das Ziel: dass die Seele ein Garten werde, in dem Gott lustwandeln kann. Sie hat solch vertraute Nähe gespürt und so erscheint ihr alles Leben, das abgetrennt ist von diesem Gott, das nicht von Gott bewohnt ist, wie tot. Es ist Nicht-Leben, Schatten-Leben: «*Sie* (die im Himmel leben) *scheinen mir die wahrhaft Lebenden zu sein, indes mir die hienieden Lebenden wie tot vorkommen ... Was ich da mit körperlichen Augen schaue, kommt mir wie ein Traum und wie lauter Kinderspiel vor.*»

Sie kann nur lachen über die, die der Welt einen Ernst geben, den sie gar nicht besitzen kann: «*O erbärmliche Welt ... wo man nicht das achtet, was einer an sich selbst hat, sondern was seine Pächter und Vasallen besitzen! Verliert er dies, so hat es mit den Ehrenbezeigungen der Welt ... ein Ende. Diese Lächerlichkeit mag für euch ein Gegenstand der Unterhaltung in euren gemeinsamen Erholungsstunden sein; denn es ist ein nützlicher Zeitvertreib zu sehen, in welcher Blindheit die Weltmenschen ihre Zeit verleben.*»

Sich nicht nutzlos am Leben abmüden. Kämpfen, damit man sich nicht verloren geht. Aber es darf nicht allzuviel Zwang dabei sein. Es gilt zu lernen, dass auch Zartheit nötig ist. Diese Aufbrüche ins eigenste Land brauchen Zeit, und es ist wichtig, die Seele sanft zu leiten. Sie darf auch immer wieder ein Kind werden, denn «*es gibt keine so grosse Riesenseele auf diesem Weg, die nicht oftmals wieder ein Kind werden und an der Brust der Mutter saugen müsste*».

In all ihrer Beschäftigung mit dieser Seele ist die Gewissheit, dass man für sie Verantwortung trägt und dass man sie verlieren kann. Man darf es nicht dahin kommen lassen, dass sie stirbt, und man muss zusehen, dass sie nicht von einem jener Halbgelehrten geleitet wird, der sie den langsamen Krötengang lehrt und sich damit zufrieden gibt, wenn sie sich im Jagen nach Eidechsen tapfer erweist.

Von Grund auf wissen und unverloren sein

Die Quelle des eigenen Lebens, das, was es fruchtbar erhält, was es wachsen lässt, damit es Blüten treibe, das ist ihr Gott. Fruchtbar wird man jedoch nur, wenn man sich ganz hingibt: Es reicht nicht aus, nur den Zins und die Früchte zu geben, die Wurzeln und den Boden aber für sich zu behalten.

Sich ganz hingeben, zugrunde gehen und damit zu neuer Freiheit gelangen — diese Erfahrung Teresas, an der ich nie Gefallen finden konnte, die ich für etwas hielt, das dem, was ich Selbstwerdung nennen möchte, so entgegensteht, diese Erfahrung hat mich in einem viel unproblematischeren Kontext (weil in einem nicht-religiösen Kontext) sehr berührt, und zwar bei einer meiner Lieblingsschriftstellerinnen, Ingeborg Bachmann, die in ihrem Gedicht «*Böhmen liegt am Meer*», einen sehr ähnlichen Gedanken formuliert: «*Ich will nichts mehr für mich / Ich will zugrunde gehn / Zugrund, das heisst zum Meer, dort find ich Böhmen wieder / Zugrundgerichtet wach ich ruhig auf / Von Grund auf weiss ich jetzt, und ich bin unverloren ...*»

Von Grund auf wissen und unverloren sein, das würd' auch ich mir wünschen, und darin verbinden sich meine Sehnsüchte wohl auch mit einer Ingeborg Bachmann und darüber hinaus auch mit einer in diesem Fall durch sie aufgeschlüsselten Teresa von Avila. Die Sehn-

süchte aber, nicht die Wege, sie verwirklichen zu lernen.

Klöster als Himmelsoasen

Nun, Teresa hat ihre Sehnsüchte verwirklicht, ihre Träume wahr gemacht, auf ihre Weise. Sie hat den Himmel auf Erden gefunden, und sie hat versucht, diese Himmelsoasen zu vergrössern — in den Seelen ihrer Nonnen, in ihren Klöstern. Sie hat zu diesem Zwecke Reformklöster gegründet, die zur alten strengen Regel der Karmeliterklöster zurückkehren sollten. Dies beinhaltete unter anderem: Strenge Klausur, Armut, eine achtmonatige Fastenzeit pro Jahr und vieles mehr. Was sehr wichtig ist: Die Klöster sollten ohne feste Einkünfte sein und den Lebensunterhalt durch Handarbeiten bestreiten. Die Zahl der Nonnen wird — damit ein gottgefälliges Leben möglich ist — auf dreizehn festgesetzt. Besuche von nichtgeistlichen Personen sollten stark eingeschränkt sein, um die Zerstreuung zu verhindern.
Teresa selbst hat dieses Klosterleben — obwohl sie es sich oft gewünscht hat — kaum geniessen können. Sie war seit der Gründung ihres ersten Klosters (also seit 1562) bis zu ihrem Tode fast immer unterwegs, um neue Klöster in allen Regionen Spaniens zu gründen. Sie hat bis spät in die Nacht Briefe geschrieben und an ihren Büchern gearbeitet. In dieser Zeit entstanden die Schriften: «Klosterstiftungen» (der zweite Teil ihrer Autobiographie), «Der Weg zur Vollkommenheit» und «Die Seelenburg».
Sie ist darob müde geworden, und manchmal hat sie sich nichts sehnlicher gewünscht, als endlich mit ihrem Bräutigam, ihrem einzigen, vereint zu sein: *«O langwieriges und peinliches Leben. O Leben, in dem man nicht lebt, in dem nur Verlassenheit, und nirgends Hilfe sich findet! Wann also Herr, wann? Wie lange noch? ... Soll ich vielleicht verlangen, kein Verlangen mehr nach dir zu haben?»* Und kurz vor ihrem Tod diese letzte Liebeserklärung: *«Es ist Zeit, dass wir uns sehen, mein Geliebter, mein Herr. Es ist Zeit, dass ich mich auf den Weg mache.»*

Sie stirbt 1582 im Kloster von Alba.

Warum sich erinnern, an eine solche Frau?

Ich habe diese Teresa oft mit anderen Frauen verglichen.
Warum ist sie keine wie die Jeanne d' Arc gewesen, die sich nichts und niemandem unterworfen hat als ihren Stimmen, den göttlichen?
Warum nicht eine wie die Rosa Luxemburg, die doch im Grunde aus einem ähnlichen Impuls heraus gelebt hat, auch wenn sie ihm einen anderen Namen gab? Die gebrannt hat, wie eine Kerze; an beiden Enden, gleichzeitig!
Vergleichen ist etwas Hässliches, sagt Teresa. Das stimmt wohl. Und so ist meine Wut dann doch der Faszination gewichen. Mein Streit mit ihr einer Art stillschweigender Übereinkunft, dass es schon richtig ist, das zu leben, was einem nun mal das Wichtigste ist — in welcher Form auch immer.
Warum sich erinnern, an eine solche Frau? Vielleicht weil sich-erinnern eine grundlegend menschliche Tätigkeit ist. Weil es die Fähigkeit ist, zu erkennen, dass das Vergangene nicht tot, ja nicht einmal vergangen ist. Dass wir es nur einfach von uns abtrennen und uns fremd stellen.
Erinnern ist ein Akt des Bewahrens. Das heisst nicht, dass es mir ums Konservieren zu tun ist, denn dies wäre eine zutiefst autoritätsbedürftige Handlung, die Haltung eines Polypen, der sich an den Lebensentwürfen anderer festsaugt, um nicht die eigene Gestalt finden zu müssen.
Konservieren, das würde auch bedeuten, dass man diese Teresa zu verstehen glaubt, wenn man weiss, wenn man sie

in Faktizitäten aufzulösen vermag: Eine Heilige, erfüllt von himmlischen Visionen; eine grosse Reformerin, Verfasserin mystischer Schriften von hohem literarischem Wert und vieles mehr. Konservieren würde heissen: glauben, ihrer habhaft werden zu können, indem man irgendwo einen Arm von ihr aufbewahrt, ihr das Herz herausreisst, die Rippen, ihr das Fleisch von den Knochen stiehlt. So geschehen nach ihrem Tod im Zeichen der Reliquienverehrung. Die Ironie darin: dass das Fleisch damit zu seinem letzten und vielleicht einzigen Recht kam.

Meine Vorstellung von Bewahren ist anderer Natur. Es bedeutet: sich nicht fremd stellen, wenn die Erinnerung an solch grosse Wünsche ans Leben wach wird. Die Sehnsüchte teilen und den Wunsch, *«sich an (nichts) zu hängen, das einem von einem Lufthauch aus der Hand geweht wird, ohne dass man es festzuhalten vermag»*. Solche Sehnsüchte teilen, weil sie an die eigenen, die oftmals verschütteten, erinnern.

Dies ist nichts Leichtes. Ich habe oft merken müssen, dass die Diagnose «heil-los aufgeklärt» und «ernüchtert bis auf die Knochen» auch ein wenig auf mich zutrifft. Eine Ernüchterung, die nicht mehr an die grossen Würfe glaubt und sich die grossen Wünsche, diese Vorgriffe auf «Himmlisches», nicht mehr erlaubt.

Die Distanz ist nicht zu leugnen. Aber auch die Nähe nicht, die sich in den wiederentdeckten Sehnsüchten, den aufgedeckten Möglichkeiten zeigt, die — und das ist mir wichtig — neu zu leben sind.

Für mich hat sich der an den Anfang gestellte Satz bewahrheitet: Wer das Wesen einer Heiligen verstehen will, muss ihre Sehnsüchte begreifen. Und: Wer Sehnsüchte begreifen will, der muss sich erinnern können.

Was eine Beschäftigung mit Teresa von Avila, dieser Künstlerin der Gottesliebe, zuerst herstellt, ist Distanz. Aber über diese Distanz hinweg stellt sich Faszination ein, und die Frage nach dem Sinn des Erinnerns wird gegenstandslos. Diese Frau leistet dem Verstehen Widerstand und lässt so nicht mehr los. Es wird unmöglich zu sagen: Diese Mystikerin, diese unfreiwillige, von Visionen heimgesuchte Heilige, was soll ich mit ihr?

Sie besitzt Grösse, einen nicht zu brechenden Willen, das zu leben, was ihr wichtig ist. Mut auch und die Fähigkeit, genau zu wünschen. Eine Himmelsstürmerin ist sie, eine Liebes-süchtige, das gefällt mir, wenn ich darob auch nicht vergessen kann, dass dies heute anders gelebt werden will.

Jede gewonnene Nähe jedoch, jeder Wunsch, den ich mit ihr verwebe, wird auch immer wieder zerstört. Wut stellt sich ein über ihren zu bekannten Tugendkatalog der Demut, des Gehorsams und der Erniedrigung. Abgestossen von ihrer Leidensverherrlichung, ihrem Gottesbild, ihren Vorstellungen von Liebe, stellt sich die anfängliche Distanz wieder her.

Eine Schwester ist sie nicht.

(Silvia Bernet-Strahm im Einladungstext zu ihrem Vortrag über Teresa von Avila am 8. Dezember 1982 in der Paulus-Akademie Zürich)